

Editorial

Editorial

Nicht ohne Stolz feiern wir gemeinsam mit allen Bierglaslyrikerinnen und -lyrikern ein erstes, kleines Jubiläum. Vor einem Jahr ist unter dem Thema „Warteschleife“ die erste Ausgabe der BIERGLASLYRIK erschienen. Nach bisher 108 veröffentlichten Texten, 20 Gönnerhumpen, 7656 Downloads und 900 verteilten Druckexemplaren nun also die neuste Ausgabe zum Thema „Amerika“. Natürlich ist Amerika vor allem Hamburger, Autofahren und Paris Hilton. Wie die Autorinnen und Autoren der aktuellen Ausgabe beweisen, ist Amerika aber eben auch Käsefondue, Matratzenbrot und Lebkuchenherzen...

In diesem Sinn scheint das Ziel der BIERGLASLYRIK heute bereits erreicht: Das Sonderbare an einem an sich simplen Thema zu finden.

Wir freuen uns auf ein weiteres Jahr voll toller Ideen!

Prost,
Die Redaktion von BIERGLASLYRIK

Eine kleine Schlachtmusik

von Peter Frech

The United States of America;
oder the United Fakes of America;
oder das Land der begrenzten Unmöglichkeiten.

Sie erfanden die Fastfood-Ketten, passend dazu die Jojo-Diäten.

Sie schreiben Geschichte, der sie zuletzt beigetreten sind.

Die Weltmacht mit Fernglasargusaugen; ohne diese sähen sie die eigene Marodität.

Sie erfanden die Zickzackflug-Gewehr-
kugel, um ohne genau zielen zu müssen, einen Präsidenten zu erlegen.

DAS Land der Christen, welche auch töten dürfen, um Mörder zu töten. Sie konfiszierten Detailpläne für Raketen und mussten Sputnik und Gagarin von unten grüssen.

Sie evolutionierten die Abk.:
USASWATCIAFBINSANY

Dort rasen die schnellsten Racecars; im Oval.

Sie definierten die Af- und Raumfahre.

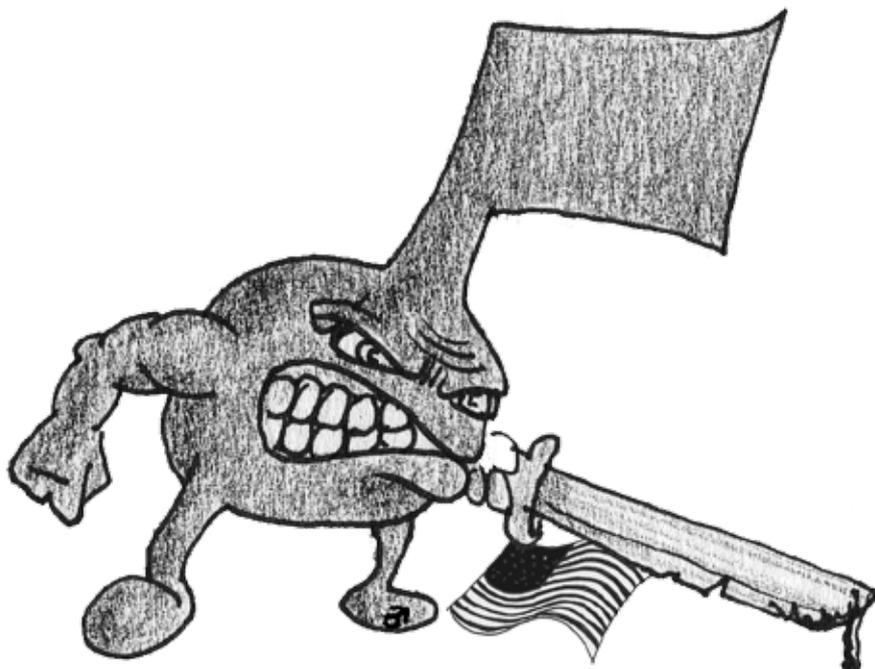
Sie sind bewaffnet, um der Sicherheit wegen und fürchten die Kriminalität.

Prüdland und Pornoland?

DAS Land der perfekten Sprengmeister, welche Zwillingstü.....NUN ABER STOPP!

Da ich eine echte Ernstbremse bin, füge ich Tatsachen bei, die wirklich wahr sind: Dave Brubeck, Harley-Davidson, Ketchup, Norah Jones, Woodstock, Wrestling (nö, doch nicht), 2 Kurven innerhalb 85 Meilen, Trent Reznor, 24/7, Tarantino, free mileage, Käsefondue, Jarmusch.....
Frankly speakin', I'm not a weirdo. I'm just weird. OH!

Peter Frech trinkt Rodler





Di ganzi Wäut ghört jitz am Erika!

von Erika

Erika trinkt Eve

Beizenbesuch

„Rebel Yell + Karaoke“

von Stammgast Fancy Lollobrigida

Wenn bei einem Pub auf einem Zettel an der Tür „Donnerstag: Karaoke-Nacht“ steht, so macht das neugierig – besonders, wenn man sich tief im Berner Oberland befindet. Ein aufgeschlossener und entdeckungsfreudiger Kneipengänger kann sich einer solchen Einladung nicht verschliessen. Also rein da!

Um halb zehn Uhr abends ist im Pub noch nicht viel los. Die Stammgäste besetzen die Bar, im Fumoir wird geraucht und debattiert. Der Barkeeper und Besitzer des Pubs freut sich über neue Gesichter und spendiert nach den ersten beiden Runden einen süssen, roten Drink, der auf den Namen „Ficken“ getauft wurde. Gegen zehn Uhr wird's Zeit die Bar aufzumischen. Auf Anfrage hin wird die vordere rechte Ecke Karaoke-tauglich gemacht. Offenbar wurde in der Vergangenheit das Karaoke-Angebot eher spärlich

genutzt. Es dauert eine Weile bis der Krempel funktioniert.

Ein Karaoke-Abend liefert ja immer wieder eine präzise Studie des sozialen Verhaltens eines Menschen in einer Gruppe. Es läuft immer nach dem gleichen Muster ab: Niemand will den Anfang machen. Einer greift zum Mikrofon und beginnt, ein anderer versucht es besser hinzukriegen, ein dritter lässt sich überreden und macht auch mit, man beginnt Duette und Duette bis man gegen Ende des Abends einander das Mikrofon aus den Händen reisst, um doch noch „New York, New York“ singen zu dürfen. Gleiches Bild an diesem Abend. Am Anfang halten sich alle zurück, doch sobald sich Pesche mit „Rebel Yell“ etwas übernommen und Doris „Simply the best“ musikalisch vergewaltigt hat, will jeder der Elvis des Abends werden. Der Student singt mit der Damenunterwäscheverkäuferin und der Sanitärinstallateur gibt sich ein Stelldichein mit dem Chef des Hauses.

Für zusätzlichen Unterhaltungswert sorgt der Umstand, dass nicht ein herkömmliches Karaoke-Programm läuft, sondern, dass die Lieder mit dem Suchzusatz „Karaoke“ bei Youtube abgerufen werden müssen. Das führt zu witzigen Situationen, zum Beispiel wenn Jüre bei „Dancing with Tears in my Eyes“ immer ein paar Takte hinterher hinkt, weil die Textanzeige nicht exakt mit der Musik übereinstimmt. Derweil hat eine ältere Dame eine Eingebung: „Aha, das isch itz aso das Youtube usem Internet“, meint sie, ohne es dadurch wirklich zu begreifen. Trotzdem wagt sie sich vor den Bildschirm und will „I will survive“ trällern, weil das ihr Lieblingslied sei. Viel Liebe hört man bei ihrer etwas eigenwilligen Interpretation jedoch nicht heraus. Egal, die Bar bebt, die Leute klatschen und singen mit bis zur Sperrstunde – und darüber hinaus.

Auflösung vom letzten Mal:
Mappamondo, Bern

An American Way of Life

von Ernst Simonik

- 3 Monate vor der Geburt: Mir wird Moby Dick vorgelesen und eine fötusfördernde Massagebürste drückt etwas den Bauch nach innen.
- 2 Wochen nach der Geburt: Endlich ist mein Supermanstrampelanzug da.
- 2 Jahre nach der Geburt: Mein erstes Mal bei Wendy's. Naja.
- 2 Jahre nach der Geburt: Mc Donalds. Ja, jetzt bin ich im Traumland der Spielkugeln angekommen.
- 5 Jahre nach der Geburt: Ich erlebe den ersten Todesfall durch eine Schusswaffe in meinem Bekanntenkreis.
- 10 Jahre nach der Geburt: Mutter zwingt mich zum ersten Ernährungskurs. Karotten? BBQ!
- 15 Jahre nach der Geburt: Mein GM ist gekauft, fahren kann ich schon wie Buddy Baker.
- 16 Jahre nach der Geburt: Mein Fahrausweis ist bereits nach 4 Wochen eingezogen worden.
- 18 Jahre nach der Geburt: Meine beste Freundin dreht ihren ersten Porno. Ein Schulfreund wird im Krieg erschossen.
- 19 Jahre nach der Geburt: Ferien in Interlaken und Luzern. Bier, yes we can ... oder doch nicht.
- 21 Jahre nach der Geburt: Endlich darf ich legal Alkohol trinken. Bei der Geburtstagsparty fängt das Übel bereits an. Bier aus hässlichen, farbigen Pappbechern. Lyrik interessiert mich nicht.
- 24 Jahre nach der Geburt: Ich werde Mitglied der NRA. Cool.
- 25 Jahre nach der Geburt: Endlich finde ich eine Stelle als Fahrzeugverkäufer.
- 29 Jahre nach der Geburt: Ich verzichte auf meine zwei Wochen Ferien pro Jahr, weil ich Karriere machen will.
- 30 Jahre nach der Geburt: Ich verzichte auf meine zwei Wochen Ferien pro Jahr, weil ich Angst habe, meinen Job zu verlieren.
- 30 Jahre nach der Geburt: Ich erleide ein Burnout. Eine Krankenkasse habe ich nicht.
- 32 Jahre nach der Geburt: Ich bin umgezogen und habe einen neuen Beruf: Holzfäller.
- 33 Jahre nach der Geburt: Ich heirate die Ex-Miss Burlington, Sandy.
- 33 Jahre nach der Geburt: Unser Sohn Joshua kommt auf die Welt.
- 35 Jahre nach der Geburt: Unser zweiter Sohn Nazareth kommt auf die Welt.
- 38 Jahre nach der Geburt: Unsere Tochter Maria kommt auf die Welt.
- 39 Jahre nach der Geburt: Die Kosten des Krankenhausaufenthalts nach dem Burnout sind endlich abbezahlt. Ich habe einen neuen GM.
- 45 Jahre nach der Geburt: Ich erlebe das zweite Todesopfer durch Schusswaffen innerhalb meines Bekanntenkreises. Ich bleibe Mitglied der NRA.
- 49 Jahre nach der Geburt: Ich schicke Sandy zur Ernährungsberatung.
- 50 Jahre nach der Geburt: Joshua schickt Sandy und mich zur Eheberatung.
- 53 Jahre nach der Geburt: Ein Baum fällt auf mein Bein und eine Krankenkasse habe ich noch immer nicht.
- 53 Jahre nach der Geburt: Maria wird schwanger und Jason verlässt sie deswegen.
- 54 Jahre nach der Geburt: Nazareth zieht zu seinen Freunden auf die Holy God-Farm.
- 56 Jahre nach der Geburt: Ich kann nicht mehr arbeiten. Schau zu Marias Kind. Sie verdient für uns alle ganz ordentlich. Sie macht das toll. Sie arbeitet in einer Bar.
- 57 Jahre nach der Geburt: Joshua heiratet einen 15 Jahre älteren Zuckerbäcker. Sandy findet ihn toll.
- 58 Jahre nach der Geburt: Sandy kriegt ein Magenband.
- 60 Jahre nach der Geburt: Ich kriege einen kleinen Bürojob beim lokalen NRA-Verband.
- 66 Jahre nach der Geburt: Sandy ist gestorben. Der Arzt meint, es war die Leber.
- 67 Jahre nach der Geburt: Nazareth erschießt drei seiner Freunde der Holy God-Farm und muss ins Gefängnis.
- 68 Jahre nach der Geburt: Ich bin mit dem neusten GM unterwegs und sehe den Elch nicht kommen...



América

von Sabrina Zimmermann

Homenaje a la plaza Dorrego, San Telmo

Ich bin ein träger aber unbescholtener Spätsommerabend. Die Sonne verliert langsam an Kraft und schenkt der Stadt noch die letzten, die kostbarsten ihrer Strahlen. Sie zieht sie langsam und vorsichtig aus ihren Manteltaschen und schüttet sie andächtig in die Dämmerung. Es rieselt Goldstaub. Die Hitze sitzt im Nacken, hängt unter den Dachgiebeln.

Ob sie wohl jemals nachgibt?

Ich bin die Turmspitze der Kathedrale, die sich aufzurichten scheint, ihren Blick noch einmal über die *plaza* schweifen lässt – auf der Suche nach Bewunderern. Ich bin der leichte, kaum bemerkbare Wind, der um die Beine des viel zu theatralisch anmutenden Paares streicht, das umzingelt von Touristenscharen seinen zigsten Tango zum Besten gibt.

Ob da wohl noch etwas Leiden schafft?

Ich bin die junge Frau, welche über den Platz spaziert, einen Moment innehält, an ihrer Lucky Strike zieht, ihren Blick auf die Kathedrale richtet und die Glieder dem Himmel entgegenstreben lässt. Still. Doch nicht unbemerkt. Ich bin der kolumbianische Kellner, der sie dabei beobachtet.

Ich bin Schnalzen, Pfiffe, Komplimente.
Ich bin Heiratsanträge.

Ich bin auch der Mann, der mit einem lauten, energischen Fluch die Tauben, die mit einer unverschämten Selbstverständlichkeit um seinen Stand herumspazieren, zu verscheuchen sucht: ¡*Palomas del orto!* Bin auch die Tauben, die



sich schnell zurückziehen, sich jedoch kaum von dem Gefluce beeindrucken lassen, wissen sie doch insgeheim, dass er es nicht so meint. Und planen schon den nächsten Vorstoss.

Ich bin Autohupen, aufgebrauchte Rufe, Zigarettenrauch.

Ich bin die etwas in die Jahre gekommene, kleingewachsene Frau, die ambulante Verkäuferin, ein Wägelchen voll beladen mit Thermoskannen vor sich herschiebend. *Un cafecito* mit fünf Stück Zucker. Bin auch das Mädchen, welches ihr einen Zwei-Peso-Schein in die Hand drückt, ein Lächeln schenkt und sich die Finger am Styroporbecher verbrennt.

Ich bin ein Aufschrei. Ein lautes Ki- chern. Ein Kuss auf die Wange.

¿*Cómo andas, nena?* Wie geht's dir, Kleine? Und schon bin ich wieder verschwunden, ohne die Antwort meiner Freundin abzuwarten.

Ich bin das Kind, welches am Strassenrand steht. Ich bin ihre noch etwas wackeligen aber schon schnellen Schritte. Bin der Vater der Zweijährigen, der neben dem Baum auf dem Boden sitzt und nur für eine Sekunde oder zwei eindöst, um das Bild seiner verstorbenen Frau erneut vor sich zu sehen.

Ich bin ein von Angst geweiteter Blick. Die quietschende Bremse des *colectivos*.

Bin auch die Hand der *señora*, die die Kleine von der Strasse wegzieht.

Ich bin ein Augenblick des Glücks.

Ich bin die drei Geschwister, die nachts auf dem Gehsteig Seifenblasen hinterherjagen. Und mit offenen Mündern und glänzenden Augen die sich immer weiter entfernenden Blasen mit ihrem Blick festhaltend fragen: ¿*Pero adónde van?* Wo gehen sie bloss hin?

Ich bin Träume und Ernüchterung. *Improvisación y Supervivencia*.

Bin Seiltänzerin und Zirkusdirektor. Ein zahnloses Lächeln, eine kräftige Umarmung, ein kleiner Flirt. Ein Versprechen.

Ich bin das Zucken in den Gliedern, das Brennen in den Augen. Das Ziehen im Herzen. Gänsehaut und Staub.

Sabrina Zimmermann trinkt Quilmes

Abstossend traurig

von Christoph Gross

„Gestern kaufte sich auf
Einem Flohmarkt James Dean
Ein Stück Lebkuchenherz.“

„James Dean? Ist der
Nicht lange schon tot?“

„Ist er. Und?“

Ist es den Toten

Denn verboten, sich

Etwas zu kaufen?

Das wäre ja unamerikanisch!“

Christoph Gross trinkt Feldschlösschen alkoholfrei



Alternativ-Reportage

We survived the Hoff

von Stammgast Fancy Lollobrigida

Es war kein Tag wie jeder andere. Das spürte man unweigerlich bereits am frühen Abend beim Überqueren des Berner Bahnhofplatzes. Die Menschen in Bern schienen aufgeregt, unruhig und in gespannter Erwartung eines aussergewöhnlichen Ereignisses zu sein. Es stand etwas Grosses bevor, das wusste man. Nach diesem Abend würde nichts mehr sein wie zuvor... Denn schliesslich kam ER! Der Protagonist Millionen feuchter Teenagerträume, der Erfinder der Lederjacke und der Rettungsboje, der inoffizielle Wiedervereiniger von BRD und DDR, der Erfinder des Limbo-Dance, der Mann, dem Millionen Menschen auf Youtube zuschauen, wie er einen Cheeseburger isst: David Hasselhoff oder schlicht The Hoff!

Zu Tausenden strömen die Menschen in den Festhalle-Tempel und wollen sich so schnell wie möglich mit Bier betrinken, wenn sie denn nicht schon

bis oben hin dicht sind. Offenbar haben die etwas überforderten Veranstalter nicht damit gerechnet, dass bei einem Konzert eines Mannes, der Harald Juhnke unter den Tisch soff und in der Betty Ford-Klinik seinen Zweitwohnsitz hat, ordentlich Alkohol nachgefragt wird. Denn vor den lediglich 4 Zapfhähnen reiht sich eine ellenlange nervöse Menschenmasse, die Angst davor hat, bei Konzertbeginn noch nüchtern zu sein.

Die Halle ist bestuhlt wie an einem Schülertheater in einer Aula. Doch bereits nach dem ersten gespielten Ton gibt es kein Halten mehr und die ganze Meute steht auf den Stühlen.

ER ist tatsächlich in Bern, hier vor uns auf der Bühne. Bald einmal wird klar, dass die 13 Biere intus nicht annähernd ausreichen, um die seichten Songs hörbar zu trinken. The Hoff kennt keine Gnade mit dem Publikum. Geschlagene zwei Stunden lässt er jeden seiner gefürchteten „Hits“ auf das gedrückte Publikum los – sogar

das Unlied „Hooked on a Feeling“, das es auf diversen seriösen Musikportalen gleichzeitig zum miesesten Song wie auch zum miesesten Videoclip schaffte. Text wie auch Komposition des Songs wirken wie vor einer leergetrunkenen Minibar komponiert. Zudem kursiert ja seit Jahren das Gerücht, dass jedes Mal, wenn The Hoff dieses Lied live anstimmt, irgendwo in Afrika ein Kind an Leukämie stirbt – so im Sinne eines popkulturellen Butterfly-Effects, aber wie gesagt, das ist nur ein Gerücht.

The Hoff wirkt etwas hüftsteif auf der Bühne – egal. Die Songs wirken wie von Dieter Bohlen komponiert und von den Gebrüdern Kopfschuss getextet – egal. Wir kippen das nächste Bier und hoffen auf Besserung...vergeblich. Als am Schluss noch sein Über-Hit „Looking for Freedom“, vorgetragen in blinkender Lederjacke, durch die Halle peitscht, kommt nochmals Stimmung auf. Am Ende bleibt nur ein Fazit: Es war trashig. Es war kultig. Es war scheisse. Es war legendär!

Amerika? Oh my God!

von Domenico Vincenzo Gottardi

Sie fahren grosse Schlitten, haben eine grosse Klappe und machen aus allem eine Riesenshow. Das war das Bild, das ich von Amerika hatte, bevor ich zum ersten Mal das Land bereiste. Sie fahren grosse Schlitten, haben eine grosse Klappe und machen aus allem eine Riesenshow. Das war das Bild, das ich hatte, als ich von meiner Reise durch die Südstaaten zurückkehrte.

Bloss auf eines war ich wirklich nicht gefasst: Dass es ausgerechnet im Land der unbegrenzten Möglichkeiten anstrengender sein kann, an einem Sonntag ein Bier zu kaufen als beispielsweise mit einem Velöli den Klösterlistutz hinaufzufahren. Mir hat jedenfalls keiner gesagt, dass die da drüben während der Fürbitte den Alkohol wegsperren.

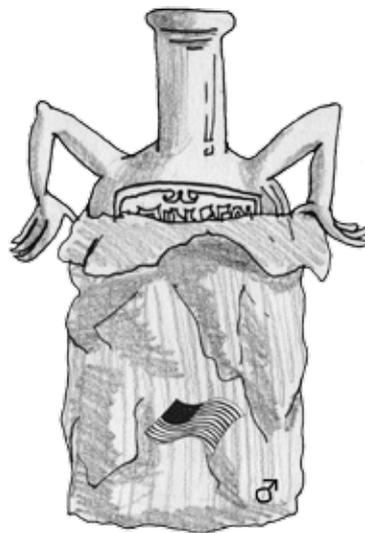
Ich ahnungsloser Sünder also rein in diesen Laden und zum Budweiserschrank – abgeschlossen. Gitter davor und Kette darum. Fast wunderte ich mich, dass da nicht auch noch ein Security Guard mit einer Pump Gun Wache stand. Dasselbe im nächsten Laden. Um meinen Mund bildeten sich schon Salzkrusten.

So fuhren wir von Ort zu Ort, an mindestens zweihundert Kirchen und Baptistentempeln vorbei, in denen in-nigst frohlockt und gegospelt wurde, während ich auf dem Beifahrersitz elendiglich vertrocknete. Ein freier Mensch in einem unfreien Land, mit flimmernder Biermorgana vor Augen, die mich in einem lauschigen Schweizer Gartenbeizli vor einem Chübeli zeigte.

Anderswo gab es überhaupt keinen Alkohol. Wir machten Halt in einer typischen Kleinstadt auf dem Weg nach New Orleans. Ich in den Supermarkt, Getränke holen. Um mir den Weg über eine Fläche von schätzungsweise zehn Fussballfeldern zu ersparen, fragte ich, sprachgewandt wie ich bin, gleich beim Eingang: beer – wine – where?

Ein unfassbar hässlicher Mensch

mit todschickem Headset und einer Schiffsladung Kaugummi im Mund schaute mich an, als hätte Monica Lewinsky eben nach einer Zigarre gefragt. In dieser Stadt würde Alkohol weder ausgeschenkt noch verkauft, klärte er mich auf. Hä? Die haben aber einen seltsamen Humor, diese Amis. Nice joke!



Über dem grossen Teich findet man auch nirgends richtiges Brot. Also frischgebackenes, das gut riecht und knistert, wenn man reinbeisst. Stattdessen ganze Regale Hamburger-Brötchen und Toastscheiben so gross wie Matratzen, die man sich entweder mit etwas Phantasie als Brot vorstellen oder darauf schlafen konnte. Aber eben kein Brot. Dasselbe mit frischem Orangensaft. Wer ihn aus Pappbechern trinkt, muss wissen: Unten ist das Pulver, oben Wasser. Kaffee schmeckt wie nichts mit Kaffee, aber ohne Kaffee. Und Cola trinken heisst in den Staaten eigentlich Eis fressen. Hauptsache big.

Bei den Amis ist ja alles XXL. Ich habe mir da zum Beispiel mal eine Unterhose gekauft. Und rechnete vorsichtshalber von L auf S zurück. Die Anprobe endete in einem Lachkrampf. Dann stellte ich mir einen Mann vor, der die grösste Grösse trägt. Ich bege-

nete ihm am nächsten Morgen an einer Tankstelle. Hätte ich um ihn herumgehen wollen, wäre es ein ziemlich ausgedehnter Spaziergang geworden.

Und wenn der Reisende müde ist, hat er in den USA zwei Möglichkeiten: Muffiges Motel oder Tiefkühltruhe. Jedes Hotel klimatisiert und deckenventiliert. Tatsächlich habe ich beim Versuch, in einem Hotelzimmer einen dieser Propeller ausser Betrieb zu setzen, einmal beinahe zwei Finger verloren. Und die Inneneinrichtungen von Motels erinnerten mich seltsamerweise jedes Mal an ein Pornoset. Aber gut, nehmen wir. Hauptsache Bett. Prompt hat meine Begleiterin bei der letzten Übernachtung Flöhe abgekriegt und sich auf dem Rückflug acht Stunden lang an den Beinen gekratzt.

Und dann war da noch dieser bedrohlich aussehende Mann, der auf einem abgelegenen Parkplatz (in Amerika ist ja alles irgendwie abgelegen) durch das offene Fenster auf der Fahrerseite unmissverständlich nach ein paar Dollars verlangte. Er sei arm und seine Frau schwanger, und er habe nicht einmal Geld für – gasoline. Erst dachte ich, er hätte nichts zu essen, aber kein Benzin, das ist schon hart.

Aber obwohl mir über dieses entsetzliche Elend fast die Tränen in die Augen schossen, weigerte ich mich, auch nur einen einzigen Dollar herauszurücken. Dann erinnerte ich mich augenblicklich an eine Szene in einem Tarantino-Film, wo hinterher alles rot war. Also gab ich ihm das Geld und nahm zur Beruhigung einen Schluck aus der braunen Papiertüte, in der in den USA alle ihren Alkohol verstecken aus Angst vor dem FBI, der CIA oder vor Guantanamo. God bless America!

Domenico Vincenzo Gottardi trinkt sein Bier (egal was für eins!) jetzt wieder bei Vroni im Gärtli. Auch sonntags

Ein Ottohirmi fällt nicht weit vom Ottovatihirmi

von Adi Chang

„Nein, Otto. Ich sagte dir, dass wir nicht den Willy aufführen werden. Otto, ich habe es dir gestern gesagt, vorgestern und auch vorvor... Und es ist mir egal, was dein Vati dazu sagt.“ Die geröteten Knödli des Fräuleins, nennen wir es Fräulein Stucki, verrieten, mit welcher Kraft sie die Hände ineinander krallen musste, um den Otto nicht kräftig zu hudlen. Verdient hätte er es ja gehabt. Jagte er doch täglich das arme Fräulein Stucki mit seiner Armbrust auf die Palme. Also nicht die Armbrust trieb sie, sondern das mickrige Ottohirmi, das immer noch nicht begreifen wollte, dass jetzt jetzt war und nicht letztes Jahr. Letztes Jahr hatten sie den Willy aufgeführt und Otto hatte den kleinen Wilhelm spielen dürfen, den zweiten Sohn Tells. Er war ganz stolz gewesen, bis ihm nach der zehnten Probe aufgefallen war, dass er sich zwar als Erbe der Hauptfigur hatte bezeichnen können, von dem doofen Schiller jedoch nur mit dem einen mickrigen Sätzchen bedacht worden war:

„Mutter, ich bleibe bei dir!“

In der letzten Szene hätte der Schiller zwar noch fünf weitere Miniaturverschen für den Wilhelm vorgesehen gehabt, diese hatte das Fräulein Stucki jedoch, da das Ottohirmi auch letztes Jahr noch keine Pfunzel gewesen war, ersatzlos gestrichen. Dieses Jahr aber, hatte der Ottovati versprochen, könne der Otto den Willy spielen. Dafür würde er schon sorgen. Das Ottovatihirmi konnte, musste das Fräulein Stucki feststellen, als ihr die halbe Klasse von diesem Versprechen erzählt hatte, wohl auch nicht viel grösser als das Hirni seines Söhnchens sein. Die Geschichte mit dem Jesuschindli konnte vielleicht alljährlich aufgeführt werden, nicht jedoch der Tell. Und bei „Die Reise des Kolumbus“ durfte kein Willy auf die



Bühne. Er hätte, da war sich das Fräulein Stucki sicher, das ganze Stück ruiniert. Ausserdem hatte der Oberlehrer dem Fräulein Stucki jegliche Anachronismen untersagt, nachdem sie mit einer Klasse vor einigen Jahren ein Potpourri von Römischen Sagen aufgeführt hatte und Octavia in einem Karton-Skoda vorfahren liess. Zugegeben, der Scherz war nicht besonders gut und die Reaktion des Oberlehrers verständlich. Dies alles versuchte sie dem Ottovati in der grossen Pause via Telefon in sein Hirni reinzuhämmern, stiess aber auf härteren Granit als sie gedacht hatte. „Ein Anachroblabla“, so der Ottovati „hat noch keinem Theaterli geschadet!“ Am nächsten Mittwoch, als die Hauptprobe näher gerückt war, und Otto

immer noch kleine Plastikpfeile auf die Hinterköpfchen der anderen Kinder feuerte, platze dem Fräulein Stucki der Kragen. Sie zog den Otto unsanft bei Seite, stemmte seinen Arm samt der Armbrust in die Höhe und wickelte ihn von oben bis unten mit blauem Gazetuch ein. „Ja Otto, die Freiheitsstatue ist genau dasselbe wie der Wilhelm Tell.“ Sie bugsierte die Ottostatue an den Rand der Bühne, wo Kolumbus mit dem Schiff landen sollte. „Nein Otto, mit der Gaze vor dem Mund kannst du keinen Text sprechen.“ Und nach der Aufführung: „Doch, Herr Ottovati, die Freiheitsstatue ist ein Anachronismus.“

Fräulein Stucki verwies den Ottovati an den Oberlehrer, der bereits beim Ausgang der Aula stänkerte, verliess den Raum durch den Bühnenausgang und überlegte, ob sie nicht doch besser auswandern sollte.

Adi Chang trinkt Tell Bier hell



Palindrom und drei Gedichte

von Didi Costaire

Uarg! Vitaler (?) Osama boese – Obama so relativ grau.

Anmerkung:

Entgegen anderslautenden Gerüchten ist ein Palindrom keine Kreuzung zwischen Sarah P. und einem Kamel. ;-)

American way of life

Du liebst Amerika und preist
die unbegrenzten Öffnungszeiten.
Der Wilde Westen und der Geist
der Freiheit sind es, die dich leiten.

Wenn du im dicken Chevy reist,
umgeben dich Naturschönheiten.
Du schwärmst von Hollywood und weisst:
Dein Land liegt vorn, für Ewigkeiten.

Von Grösse sprichst du und von Weite,
doch grade das gibt Grund zur Skepsis.
Vor allem du gehst in die Breite.

Da sieht man nur die Flakes und Chips,
die du vertilgst, samt Shakes und Flips,
die Burger, Muffins und die Pepsis.

Freiheit und Abenteuer

Amerika gefällt,
das kommt ja nicht von ungefähr-
lich: Mancher wird ein Held,
der Tellerwäscher Millionär,
und jeder hat ein Schiessgewehr.

Ein doller Typ will Geld,
sein Flugzeug und ein Haus mit Air
Condition, und er hält
Soziales eher für sekundär,
verlässt sich auf sein Schiessgewehr.

Die Brust ist stolz geschwellt,
gibt's auch viel Feind und wenig Ehr-
lichkeit – so ist die Welt.
Und fällt ein Schuss, lebt hinterher
vielleicht ein Schussel weniger.



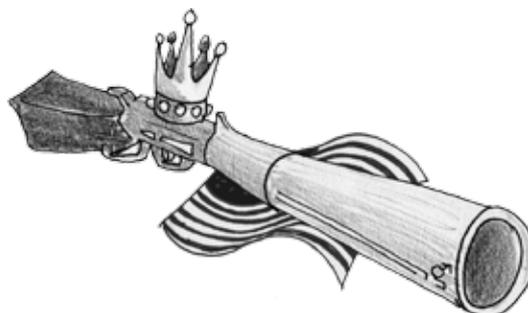
Die grenzenlose Freiheit des lyrischen Ichs

Einst pilgerte mein LyrIch
gemütlich über Zürich
zu seinem Ziel, Amerika.
Es traf auf Esoteriker,
doch suchte weiterhin vergebens
nach einem wahren Sinn des Lebens.

Dann meinte jemand: „Follow me!“
Es ging zu Scientology.
Dort wollte man an meine Taschen
und mir das Hirn gehörig waschen,
wie anderen, die Hubbard glaubten
und denen sie die Sinne raubten.

Man guckte streng und gierig,
sah aber nur mein LyrIch.
Ich selber war schon wieder hier
und sagte lässig: „Nicht mit mir!“

Didi Costaire trinkt am liebsten Gilde Pilsener



Die Verschollene

von Lee Woo

„Lee!“, brüllte es aus geschätzten fünfhundert Metern. „Lee, mein Freund, wie geht es dir? Lange nicht gesehen – hach, wie ich dich vermisst habe! Schön, dass ich dich hier treffe, echt schön.“

Später im Pub: „Du nimmst doch auch ein Bier? Ich zahle.“ „Carmen! Wie geht es dir?“ Die einzigen Worte, die sie mich aussprechen liess. Ich versuchte, dabei so zu lächeln wie sie und vorzugeben, als freue ich mich, sie zu sehen. In Wahrheit war ich ganz froh, dass sie sich so lange nicht gemeldet hatte. „Weisst du, ich habe dich vermisst. Du bist so ein Guter, mein Freund. Wie du

mich kennst, wie du mich verstehst.“ Wir haben uns bisher drei Mal gesehen – „Ich bin echt nicht dazu gekommen, dir zu schreiben.“ Verständlich, nimmt doch eine Kurzmitteilung enorm viel Zeit in Anspruch. „Aber über die Rose habe ich mich echt gefreut.“ Es war eine Lilie. „Ich hatte eine echt schwere Zeit. Du weisst ja, wie das so ist. Du hast sicherlich schon bemerkt, dass es mir nicht gut geht, mein Freund. Ich schätze es wirklich sehr, dass du mir zuhörst. Ich langweile dich doch nicht? Ich musste ja etwas Geld verdienen. Heute ist es echt schwer, an einen guten Job zu kommen. Ich habe verdammt lange

nach etwas Vernünftigem gesucht.“ Langsam gewöhnte ich mich an ihr ununterbrochenes Reden, an ihr stetes Lächeln und ihre lasziven Körperbewegungen, die mir etwas unnatürlich schienen. Selbst beim Zigarettenanzünden gönnte sie sich kaum eine Pause. Ich genoss derweil mein eigenes Schweigen.

„Dann endlich fand ich das Inserat in einer Zeitung. Eine Stelle als Dienstmädchen in einer reichen Familie. Und wie nett da alle waren! Vor allem der Sohn, er war gar zu lieblich, ein wunderschöner Bursche. Einzig sein Name, Karl, wollte nicht recht zu seiner Noblesse passen. Und weisst du, Lee, was danach geschah – eine dumme Geschichte ...“

Dann Schweigen. Ich erschrak beinahe. Es war allerdings nicht von langer Dauer. „Glücklicherweise ist das mit der heutigen Medizin kein Problem mehr. Anfangs plagte mich mein Gewissen, wegen der moralischen Frage und so, weisst du. Aber dann habe ich einen Text von – wie hiess sie noch gleich? Judith Johnson. Ja, von der Judith habe ich so einen Text gelesen, der mir das schlechte Gewissen nahm.“ Thomson. Ich glaube aber, sie hat da was falsch ver... „Hör zu, es war trotzdem keine leichte Zeit. Der arme Karl wurde von den Eltern ins Exil verbannt, irgendwo in den Westen. Ich werde ihn vermissen.“

„So ist das Leben nun mal. Ich muss damit klarkommen. Und dir, wie geht's dir?“

Wie achtlos sie plötzlich den Rauch in mein Gesicht blies. Dann aber wieder lächelte, meine Hand berührte, ganz scheu, scheinbar unabsichtlich.

Lee Woo wurde von Carmen zu einem Duff eingeladen



Ausschnitt aus der amerikanischen Ethik

von Sanja Josipović

Du sollst deine Haustiere nicht in der Mikrowelle trocknen.

Liebe deinen Nächsten: Schick eine Postkarte nach Guatemala.

Du sollst nicht stehlen: Gib das Flugzeug nach dem Attentat zurück.

Du sollst nicht von verbotenen Früchten zehren. Stopf dich stattdessen mit Hamburgern und Donuts voll.

Du sollst gebildet sein: Studiere in Harvard und werde diplomierter Klugscheisser.

Respektiere fremde Länder und Kulturen. Bombardiere sie nicht an ihren Feiertagen.

Sanja Josipović trinkt Jelen Pivo



Bierdegustation

Der Brunz der Prärie

von Stammgast Reto Beau

Ich liebe Amerika. Als aufgeklärter, kritischer – *some may say* – intellektueller Westeuropäer liebe ich Amerika. Und zwar nicht etwa den Kontinent, sondern die *great nation* der USA. In all ihrer Dekadenz, Arroganz und Gespaltenheit liebe ich die Amis und ihr Ländle. Denn die Amis kennen etwas, was den Schweizern aus naheliegenden Gründen fehlt: Grösse. Nicht unbedingt im Sinne des Charakters, sondern im Sinne eines Lebensgefühls.

Alles, was der Amerikaner tut, lässt ihn grösser erscheinen als er ist – denn alles wird in Bezug zur *great nation* gestellt. Beispiel? Der Schweizer Autofahrer klebt sich an seinen Opel Corsa den Aufkleber „Luca an

Bord“, wenn’s wild kommt auch mal ein „Atomkraft? Nein Danke“-Sünneli. Beim Ami hingegen prangt am Dodge RAM in übergrossen Lettern schon mal „*Be nice or we’ll bring democracy to your country.*“ Wahre Grösse eben.

Natürlich treiben es die Amis auch beim Bier auf die Spitze. Während die Schweizer mit Feldschlösschen mehr oder weniger stolz auf die Errungenschaft des Stewi anstossen, heisst es in den USA ganz einfach: „*Budweiser – the great american Lager.*“ Verkaufen können sie ihr Zeug besser. Aber brauen? Spätestens nach der dritten Flasche „Bud“ sehne ich mich nach dem herben Geschmack eines echten Schweizer Biers. Und so ist es mit dem Bier wie mit jedem lang ersehnten USA-Urlaub: *So great the country*, so fahl der Nachgeschmack.



Gestrandet

von Louise Liebenswert

Da schaukelt sie im seichten Wasser zwischen den Steinen. Abfall, denke ich, aber wenigstens nicht zerbrochen. Ich hebe sie auf, um sie wegzuerwerfen. Eine Weinflasche, mit einem Korken verschlossen. Papier schimmert durch das grüne Glas. Eine Flaschenpost? Der Korken steckt zu tief, um ihn ohne Werkzeug herauszuziehen. Ich werde es zu Hause versuchen. Mit der Flasche in der einen und den Sandalen in der anderen Hand gehe ich barfuss durch den noch kühlen Sand zurück.

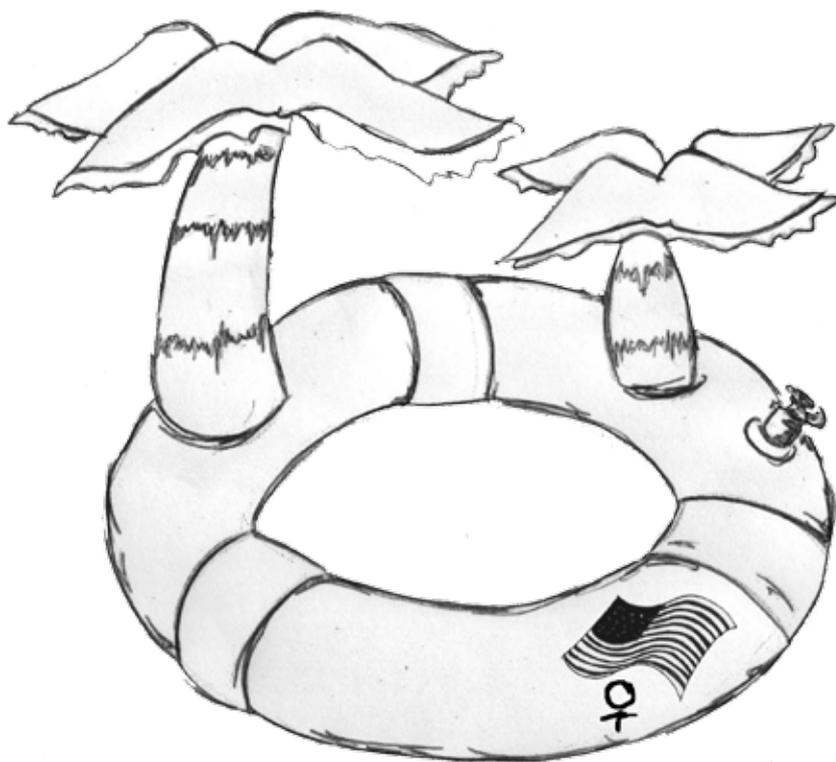
Kommt die Botschaft von einem Schiffbrüchigen, der auf einer einsamen Insel gestrandet ist? – Gibt es überhaupt noch einsame Inseln? – Und der nun am Strand unter Palmen sitzt

und auf seine Rettung wartet? Ein von der Inselsonne gebräunter Mann mit Dreitagebart. Dann ist er also erst drei Tage auf der Insel. Und trotzdem bereits braungebrannt. Aber anders geht es nicht, da ich Vollbärte absolut nicht mag. Und wenn ich dann mit meinem Turborettungsboot auf seinen Strand gebrettert komme, werden mich seine wovon auch immer muskulösen Arme zärtlich umfassen. Oder komme ich besser mit dem Hubschrauber? Höhenangst habe ich ja keine. Schon eher Probleme mit dem Wasser, jedenfalls mit dem tiefen. Ich lasse eine Strickleiter hinunter... Oh, vielleicht bin ich ja doch nicht alleine, sondern habe einen Piloten mitgenommen, oder kann man einen Hubschrauber einfach föh-

rerlos in der Luft stehen lassen? Und der Mann kommt die Leiter herauf geklettert. Und dann steht er vor mir und – sieht aus wie Christoph. Schon wieder Christoph!

Es klirrt. Die Flasche ist an der Hafenumauer zerbrochen. Der Hals noch in meiner Hand, die Scherben im Sand, und der gefaltete Zettel macht sich gerade mit dem Wind auf und davon. Aber mit einem schnellen Griff schnappe ich ihn, falte ihn auseinander und lese: „Hallo Amerika! Viele Grüsse von Tim.“ Ich bücke mich und sammle die Scherben auf.

Louise Liebenswert trinkt Reissdorf Kölsch



Kürzer werdende Wahrheiten über Amerika

von toll.er

I

Amerika wurde von Karl May entdeckt.

Kolumbus war es nicht.

Die Geschichte mit dem ist schon deswegen unglaubwürdig, wegen der Sache mit dem Ei.

Da könnte man ja auch den Raimund Harmsdorf zum Entdecker machen. Wegen des Fakes mit der Kartoffel.

Ach ja, komme mir jetzt keiner mit den Wikingern!

Hägar war ein grosser Aufschneider.

II

Texaner und Mexikaner sind unheimlich.

Befreundet miteinander.

Die Amerikaner haben den Mexikanern sogar einen grossen und hohen Zaun geschenkt.

Einfach so.

Eben weil sie so befreundet sind.

III

Schach wird seit einigen Jahren in Amerika nur noch ohne Türme gespielt.

Frage jetzt bitte niemand, Warum!

IV

Mit dem Neger an sich hat Amerika ein Problem.

Eigentlich aber auch nicht.

Weil: Neger darf man gar nicht sagen.

V

Nicht jeder Amerikaner hat eine scharfe Waffe.

Ich glaube, ich kenne einen, der hat keine.

VI

Obama ist nicht die Reinkarnation von Onkel Tom.

toll.er trinkt Hopf Helle Weisse

Nie mehr Bier...

... in Afrika

von Stammgast Maître Fromager

Erschöpft durch die Überfahrt von Sansibar sass ich an einem Tischchen vor einer kleinen Strassenkneipe in Daressalam und bestellte voller Vorfreude mein erstes Bier in Afrika. Ich liess die Flasche, als sie gebracht worden war, noch einige Augenblicke auf dem Holztischchen stehen und genoss den Anblick der baldigen Erfrischung. Ich setzte die Flasche an und nahm einen kräftigen Schluck des Hopfensaftes, es war ein Tusker, und erstarrte für einige Sekunden in dieser wohl grotesk wirkenden Position - Kopf nach hinten, Flasche auf den Lippen und verdrehte Augen - bevor ich das Gebräu wieder ausspuckte.

„Wanna Ice-Kups?“, fragte mich der Kellner lächelnd, der sich die Reaktion der Touristen auf das pisswarme Getränk wohl schon gewohnt war. Ich nickte und schlürfte wenig Augenblicke später, einigermassen angewidert, das durch schmelzende Eiswürfel verwässerte Bier. Als ich merkte, dass auch der Südafrikanische Cabernet nur verdünnt oder fast kochend genossen werden konnte, hielt ich mich wieder an die schon gewohnten Sitten aus Sansibar und erfrischte mich fortan nur noch mit gewürztem Tee und Fanta.



Die Top Ten der dümmsten Sätze dieses Planeten

von Bent Dirk

Ich will ja jetzt nicht mühsam tun, aber ...

Wenn Du's nicht willst, dann mach's auch nicht.

Der grösste Fehler sitzt immer vor dem Rechner.

Computerprogramme werden von Menschen gemacht und sind keine Geschenke des Himmels. Computerprogrammierer sind gelegentlich ziemliche Dumbratzen und schreiben irgendwelchen Müll zusammen. Zu meinen, wenn es nicht funktioniert, sei immer der Benutzer dran schuld, ist Primarschule und noch dümmer.

Wer Rechtschreibfehler findet, kann sie behalten.

Es sollte eine Selbstverständlichkeit sein, sich im Kontakt mit anderen Mühe zu geben, um eine einwandfreie Kommunikation zu gewährleisten. Dass dabei Fehler, beispielsweise in der Rechtschreibung, passieren, ist selbst bei grösster Sorgfalt unumgänglich und keiner Erwähnung, welcher Seite auch immer, wert. Tüpfelischeisserei ist für'n Arsch.

Windows wird heruntergefahren.

Wieso „herunter“? Man kommt immer hier, „her“ und geht da, „hin“, kommt

Windows also „her“unter, bin ich unten. Warum sich Windows „über“ mir befindet, verstehe ich nicht. Muss sich ein Programmierer ausgedacht haben, für den GT3 und Pornobildli schon der Himmel sind. Entsprechendes gilt auch für das „herunter“laden aus dem Internet. Denk dran: Das Internet ist nicht der Himmel, der seine Segnungen über uns ausschüttet. Es tut nur so.

In Amerika gibt's das schon.

Scheint altersspezifisch zu sein, habe ich zumindest schon lange nicht mehr gehört. Das gibt Hoffnung. Amerika ist nämlich nicht besser, sondern einfach anders.

Wenn vo dem nüt meh im Gestell isch, so hend mir au nüt meh vo dem.

Wenn im Gestell noch was davon liegen würde, würde ich nicht fragen.

... ist mir zu kommerziell (geworden).

Wir leben in einer Zeit, in der Individualismus einerseits und Demokratie andererseits zu Recht hoch geschätzt werden. Zwar kann das Mittelmass, mit dem die Masse abgefertigt wird, gelegentlich ermüden, aber warum Popularität und entsprechende Vermarktung ein Ding an sich abwerten, sehe



ich nicht. Zu sagen „Ich wähle lieber Faschisten, die SP ist mir irgendwie zu kommerziell geworden“ kann ja wohl auch nicht die Lösung sein. Bei irgendwelchen Funsportarten oder Rockformationen wundert sich allerdings keine über diese Logik.

Hend sie d' Supercard?

Boh, Leute, wenn ich schon Euren Rabattkartenkäse mitmache, dann melde ich mich schon von selbst. Fällt mir ja nicht zufälligerweise erst an der Kasse ein, dass ich mich da auch mal angemeldet habe. Ich denke, ich werde das nächste Mal die Kassierin freundlich anschauen und „ja“ sagen, ihr dann noch einmal freundlich zunicken und weiter meine Sachen einpacken, ohne ihr die Karte zu zeigen. Mal schauen, was sie dann macht.

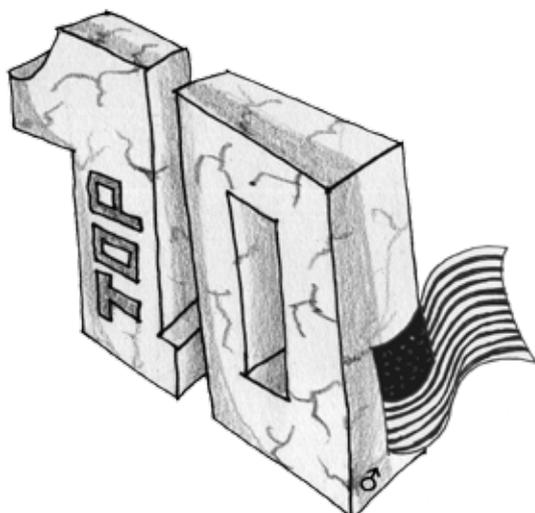
Es regnet draussen.

Wo sonst?

Das sind nur neun.

Hab' ich schon mal erwähnt, dass Tüpfelischeisserei für'n Arsch ist?

Bent Dirk trinkt Turbine Sprint



Änglisch

von Ueli E. Adam

Mit acht Jahren habe ich den Lederstrumpf gelesen. Mit 12 Jahren hat mir Karl May Amerika erklärt. Mit 14 Jahren wusste ich, dass die Boxweltmeister schwarz sind und aus Amerika kommen. Mit 16 Jahren verliebte ich mich in Rita Hayworth. Ich wusste, sie wohnt in Hollywood. Zwar war mir auch bewusst, dass dort Englisch gesprochen wird. Meine Leistungen in der Sekundarschule waren aber alles andere als famos. Deshalb wurde ich nicht zum Englisch, sondern zum technischen Zeichnen eingeteilt. Weil man annahm, für einen zukünftigen Handwerker sei so etwas besser. Das störte mich vorerst nicht, weil ich im Kino, auf den vordersten Plätzen, die Untertitel bestens lesen konnte und also genau wusste und verstand, was meine Helden zu vermelden hatten.

In der Musik gab Louis Armstrong den Ton an, mit 17 lernte ich Elvis kennen. Was genau gesungen wurde, interessierte mich nicht – die Musik war das Mass aller Dinge. Aber eines wusste ich: das ist Amerika! Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Dummerweise musste ich in die Lehre. Meine Eltern waren betrübt, dass eine akademische Laufbahn für ihren Sprössling nicht in Frage kam. Also machte ich das KV. Eines aber war klar: Ein biederer Berufsleben würde später für mich nicht in Frage kommen, sondern nur etwas Abenteuerliches, etwas Amerikanisches. Insgeheim fragte ich mich, ganz nach Brecht, ob ich nicht lieber Bankräuber als Bankangestellter werden sollte. Ein wenig Englisch hatte ich nämlich im Kino gelernt, wenig, aber genug: „Hands up!“ und anschliessend „I love you!“

Leider sollte es anders kommen. Die Herkunft prägt. Ich war fleissig, wurde befördert, zum Betriebsleiter in einem technischen Betrieb. Englisch war damals, im Binnenmarkt, keine



Voraussetzung. Mein Amerika wurde eingekerkert. In den Bereich der Fantasie. Davon besass ich genug. Wenn ich mit dem Motorrad die Strassen unsicher machte, ritt ich irgendwie durch die Savanne – aber ein leiser Schmerz und eine grosse Sehnsucht machten mir klar, dass „mon amérique à moi“ keineswegs die Erfüllung meiner Träume sein konnte.

Die Wende kam völlig überraschend. Mein Chef sagte: „Sie fliegen nächste Woche in die USA und eröffnen einen Vertriebsstützpunkt!“ „Chef“, sagte ich, „das ist leider vollkommen unmöglich. Ich kann kein Englisch!“ Der Chef musterte mich mit einem sardonischen Lächeln. „Das weiss ich, aber sie sind der Einzige mit genügend Durchsetzungskraft, um das Ding erfolgversprechend zu schaukeln – also keine Widerrede, sie haben zwei Wochen Zeit für einen Crash-Kurs“. Für einen Crash-Kurs reichte es nicht, dafür fehlte ganz einfach die Zeit – die Vorbereitungsarbeiten zum Projekt waren anstrengend genug. Ich schaffte es trotzdem. Sprachlich folgte ich dem Rat eines weisen Freundes: „Versuche

es einfach mit Berndeutsch!“ Auf der Fahrt vom Kennedy nach Manhattan, 30 Minuten nach der Landung in der Neuen Welt, wurde mir schlagartig klar, was gemeint war. Mein dunkelhäutiger Taxifahrer verstand ohne weiteres, dass ich – auf berndeutsch gefordert – nach Manhattan wollte. In Manhattan angekommen, blickte er, ohne Kommentar, fragend nach hinten. Ich verstand und sagte: „siebenefüffzigschti Strass wescht“. Und Holiday Inn verstand er sowieso.

Meine Expedition wurde ein voller Erfolg. Im Sinne der Aufgabe natürlich, nicht sprachlich. Aber erstaunlicherweise sprach ich bereits nach drei Wochen wie geölt. Etwa so, wie es Türken, Albaner und Kosovaren Jahrzehnte später auch bei uns mit „Schweizerdeutsch“ geschafft haben. Wie bei ihnen, stand auch bei mir die Arbeit im Vordergrund, ganz nach dem amerikanischen Motto „if you can, do it.“ Das wird in unserer intellektualisierten Welt immer mehr vergessen. Stellenwert hat vielmehr die Maxime „if you can't, teach!“

Ueli E. Adam trinkt Budweiser

Amerikanische Skizzen

von Christoph Simon

Mexiko Stadt

In Bern reden die Leute übers Wetter: „Am Nachmittag soll's regnen, und die Nacht wird frostig.“ In Mexiko Stadt redet man bei jeder Gelegenheit über den Verkehr: „Dreiviertelstunden sind wir auf der Tlalpan festgesteckt; eine Dame neben uns hat das Seitenfenster heruntergekurbelt und mit Selbstmord gedroht.“

Wer wie lange wohin unterwegs war und wann endlich am falschen Ort angekommen ist – ein variantenreiches Thema. Einmal sitze ich im Taxi. Der Taxifahrer, der auf der vierspurigen Schnellstrasse im Schrittempo neben uns fährt, fragt meinen Taxifahrer, wie er zum Flughafen komme. Mein Taxifahrer lacht müde und verweist ihn auf die nächste Ausfahrt, die drei Kilometer von hier kommen solle, so sie nicht gesperrt sei. Für die drei Kilometer sind mindestens eine halbe Stunde Fahrzeit zu veranschlagen. Ich bin überzeugt, dass die Hälfte des Verkehrs vermieden werden könnte, würden nur die Ausfahrten und die temporären Umleitungen besser oder überhaupt angezeigt.

Guadalajara

Sechzehnjährige Gymnasiastinnen in der Preparatoria Nr. 14 halten schreiende Plastiksäuglinge auf dem Arm (um zu lernen, was es heisst, Verantwortung zu tragen) und sprechen von sich aus über das Landesübel Nummer eins: die Korruption. Zwölfjährige ehemalige Strassenkinder, die einen Platz im Zufluchtsort „Heidi y Pedro“ an der Avenida Hidalgo gefunden haben, versuchen sich lesend an einem furchtbar schwierigen, auf Spanisch übersetzten Text über Argentinien. Journalistikstudentinnen wollen wissen, ob ich Mexiko wie der Rest der Welt mit Drogen-



schmuggel, Korruption und hässlichen Frauen „mit Schnäuzen“ beschreiben würde – und ich versuche, sie mit Komplimenten an sie selbst, mit Hinweisen auf die überreichen Kulturschätze der Mayas und Azteken und die wundervolle Literatur Juan Rulfos (Pedro Páramo) oder Guillermo Fadanellis (La otra cara de Rock Hudson) zu beruhigen.

Buenos Aires

Ach, Puerto de nuestra Senora Santa Maria del Buen Aire – Stadt der zahllosen Unterwäscheläden, Stadt der Librerias und Farmacias und Pinturerias! Du hasst Hundert-Peso-Scheine, aber am Geldautomaten gibst du einem erbarmungslos nichts kleineres. Die Mütter deiner Kinder treffen sich auf Spielplätzen und warten vor den Toren der Colegios; die Väter sieht man die ganze Woche nicht, am Samstag aber holen sie die Buben vor dem Trainingsgelände der Boca Juniors ab. Deine Eisenbahndirektoren und Rinderzüchter und Schulgründer und Vizepräsidenten und Kriegsminister liegen in marmornen Mausoleen in Recoleta und alle waren sie vorbildliche Bürger, deine Juans

und Marias, die wilden Blumen und die Unkräuter, liegen in Chacarita, auf jeden Namen möchte man einen Reim verfassen.

Warum stehen deine Schilder „cruce peligroso“ nicht an gefährlichen Kreuzungen, warum stehen deine „cruce peligroso“-Schilder an Kreuzungen, die infolge Bohrarbeiten für den Verkehr gesperrt sind? Wieso darf ich keine Bücher in den Lesesaal deiner Nationalbibliothek mitnehmen? Was soll ich deiner Meinung nach in einem Lesesaal tun? Buenos Aires, plagt dich nie das schlechte Gewissen, wenn die Cartoneras nachts die Kinder zur Arbeit mitbringen? Ist Fleisch die einzige Nahrung würdig eines Mannes? Weshalb treibt im Supermarkt niemand die Kassiererin zur Eile an?

Ach, ruheloses Buenos Aires – du Stadt der übermüdeten Taxifahrer und bolivianischen Putzfrauen. Du Traum der Solidarität und Wirklichkeit des Jeder-rettet-sich-selbst. Wer zahlt nicht drauf? Geht die Rechnung für irgendjemanden auf?

Christoph Simon trinkt Cerveza Austral aus Punta Arenas, Chile

Der Gast aus Amerika

von Sonja Steiner

Cedrik glaubte, die beste Idee seines Lebens zu haben, als er die Szenekneipe eröffnete. An die Wände hängte er typische Dinge aus aller Herren Länder und Volkskunst der unterschiedlichsten Nationen, und da die Stadt eine Weltstadt zu sein meinte, müsste die Idee doch funktionieren, dass er Tische für einzelne Nationen anbot und mit den entsprechenden Flaggen dekorierte, dachte zumindest Cedrik.

Die Idee funktionierte tatsächlich und die Kneipe war fast immer gut besucht. Eines Tages geschah Folgendes:

Matthias fiel sofort auf, als er die Kneipe betrat. Sein lässiger Gang, die massige Figur in Holzfällerhemd und Jeans beeindruckte auf alle Fälle. Angie, die neue Bedienung, war sofort fasziniert von diesem Kerl, stark wie ein Bär. Mit tiefer Stimme brummte er „Hello friends“ und hieb allen der Reihe nach mit seiner Pranke auf die Schulter. Angie war neu in der Kneipe, aber er schien Stammgast zu sein. Wie selbst-



verständlich pflanzte er sich breitbeinig an den Tisch, der für Amerikaner reserviert und deshalb mit einer amerikanischen Flagge gekennzeichnet war. Er winkte ihr zu.

„You are an american?“, fragte sie zögerlich.

„Freilich.“

Klingt nicht unbedingt amerikanisch, vielleicht spricht er deutsch, dachte sie.

„Du kommst aus Amerika?“

Er nickte.

„Was darf ich dir bringen?“

„Dos Zeig do, dos ass ich immer!“

Er wies auf ein typisch amerikanisches Menü.

„Sie sind wirklich Amerikaner?“

Wieder nickte er, schob sich seinen doppelten Burger in den Mund und spülte mit Coke nach. Sie schüttelte sich, wenn sie an die vielen Kalorien dachte, die er in sich hineinstopfte.

„Aus welchem Teil von Amerika kommst du denn genau?“, fragte sie neugierig. Die anderen Gäste, denen Matthias kein Fremder war, beobachteten die beiden.

Er spülte die letzten Brocken hinunter und sagte verschmitzt: „Iech kumm aus dan Amerika in dor Riema.“ Sein breites Grinsen brauchte das ganze Gesicht.

„Sind sie Farmer?“

„Su ka mersch a nenne.“

„Gibt es in Riema grosse Pferdeherden?“

„Nee, aber jede Menge Rindviecher.“

Wieder grinste er. Die anderen Gäste bogen sich vor Lachen. Angie wurde es allmählich peinlich.

Ein zweiter Mann betrat die Kneipe und ging zielsicher auf den besagten Tisch zu.

„Na Matsche, haust de darer Klenn de Taschen vull?“

„Na wenn die gelabbt, dos iech aus Amerika kumm. Iech ho dar ner gas-



acht, dos des aber a werklich stimmt un ich mich desholb a an dann Tiesch na setzen ka.“

Angie lauschte, weil ihr die Situation sehr komisch vorkam. „Sie kommen gar nicht aus den Staaten?“, fragte sie erbot.

„Natürlich nicht, aber tatsächlich aus Amerika.“

Ihre Augen wurden immer grösser.

„Und warum sprechen sie dann so ausländisch?“

„Weil wir aus dem Ortsteil Amerika der Erzbergsgemeinde Rübenau (Riema) kommen. Amerikanisch wird dort nicht gesprochen aber Erzbergisch.“

„Sisste, do kenn mer uns wos droff eibilden wenn die denkt, doss klingt wie ausländisch, abnd wie amerikanisch.“

„Das könnte man direkt denken, noch dazu, wenn du so undeutlich sprichst.“

Ungläubige Blicke, ein paar aufklärende Worte in die Runde und der ganze Raum bebte vom Gelächter der Gäste.

Einen echten Amerikaner aus dem Erzgebirge hat man schliesslich nicht jeden Tag zu Gast.

Sonja Steiner trinkt Schwarzer Steiger in Cedriks Kneipe

Wo bitte geht's zum Empire State Building?

von Martina Moritz

New York ist ein Alptraum, jammert Gerhard, mein Gatte, ermattet. Seit zwei Stunden laufen wir durch New York, auf der Suche nach einem Café, in dem Rauchen erlaubt ist, doch die „No Smoking“-Schilder verderben Gerhard partout die Laune. Missmutig klettert er in Vitos blaue Pferdekutsche. Gemeinsam holpern wir durch den Central Park. Gerhards Laune hebt sich schlagartig. Kutscher Vito hat ihm soeben den Tipp des Jahres verraten. Ab sofort, sagt Gerhard, läuft Unternehmen „Empire State Building“. Dort, und nur dort, dürfe man rauchen, ohne ermahnt oder verhaftet zu werden.

Entzückt erkundet Gerhard im Stadtplan, wie man auf dem schnellsten Wege zum Empire State Building kommt. Fifth Avenue lautet die Antwort. Unglücklicherweise ahnt er nicht, dass allerlei Sehenswürdigkeiten unseren Weg pflastern werden.

Der Page an der goldenen Drehtür des Trump Towers schaut mich gelangweilt an. Noch ein Tourist, der ein Foto mit ihm will. Kopfschüttelnd verweigert er

sich mir. Der Hinweis meines Mannes, ihm zwei Dollar zu geben, erweicht sein Herz. Da, das nächste Wunder. Ich stehe leibhaftig vor Tiffanys, dem berühmten Edeljuwelier. Meinen flehenden Blick, den Glitzertempel zu betreten, ignoriert Gerhard standhaft. Stattdessen hakt er sich bei mir unter, murmelt etwas von „später“ und zerrt mich weiter.

Ich schaue in den Stadtplan. Bis zum Empire State Building-Café sind es noch etliche Blocks. Zeit für ein Püschchen. Gerhard protestiert, die Zeit drängt, seine Nervenbahnen verlangen nach Nikotin. Nur zwei Minuten, bettle ich und setze mich auf einen mit gelben Primeln bepflanzten Betonsockel. Ungeduldig tritt Gerhard von einem Fuss auf den anderen. Zum Glück ahnt er nicht, dass ihm wenige Blocks weiter die nächste Zerreißprobe bevorsteht. Hollywoodschauspieler Bill Murray gibt sich die Ehre. Heute, ausgerechnet heute, stellt er in Brentanos Buchladen sein neues Werk vor mit dem Titel „Cinderella Story“. Hunderte von Menschen

stehen Schlange, um ein handsigniertes Buch des Meisters zu ergattern.

Mein Vorschlag, mich in die Schlange einzureihen, findet nicht die gewünschte Begeisterung. Gerhards Blicke durchbohren mich, sehnsüchtig betrachte ich die Menschenschlange, ich schwanke zwischen Gerhard und Bill.

„Na gut“, lenke ich ein.

„Jetzt müsste aber langsam das Empire State Building in Sichtweite kommen“, sagt Gerhard. Sein Blick klebt an den Häuserfassaden, als stünde dort die Antwort.

„Lass uns doch in das Café da vorne gehen und einen Cappuccino trinken“, schlage ich vor und seufze tief auf. „So weit kann es nicht mehr sein und mir ist schon ganz flau.“

Gerhard nickt gnädig.

„Heartland Brewery“, steht in verschnörkelten, roten Lettern über dem Eingang. Andächtig betreten wir das Lokal. Mahagonifarben glänzen die Tische und Stühle, an den Wänden hängen unzählige Bier-Emailschilder, Kronleuchter im edlen Art-Deco-Stil verbreiten sanftgelbes Licht. Ungläubig starrt Gerhard auf die Tische. Tatsächlich, es ist keine Fata Morgana, auf den Tischen stehen Aschenbecher.

Begeistert nimmt Gerhard Platz. Kaum dass wir sitzen, eilt der Kellner herbei, ein vornehmer Herr mit weissgrauem Haar und wasserblauen Augen.

Gerhard überkommt es. Statt Kaffee zu bestellen, verlangt es ihn nach einer Wegbeschreibung.

„Where can I find the Empire State Building?“, fragt er in schönstem Schullenglisch erwartungsvoll. Die Menschen um uns herum lächeln amüsiert. Der Kellner räuspert sich. Freundlich schaut er uns an.

„You are inside, Sir. Welcome to the Empire State Building.“



Martina Moritz trinkt Kilkenny



Rainer Klinkhammer - der Mann, der Winston Leibowitz nicht erschoss

von Jörg Borgerding

Wir erinnern uns. Es war der Morgen des 16. Juni 1971. Winston Leibowitz, schwarzhäutiger Bürger jüdischen Glaubens, einziges Mitglied sowie Vorsitzender der Ortsgruppe von „communist union of black americans“ (cuba) seiner Heimatstadt Clantown (Alabama), tritt vor die Haustür und wird auf offener Strasse von 27 Gewehrschüssen durchlöchert. Er fällt zu Boden und stirbt kurz darauf. Seine letzten Worte lauteten: „seems to become a pretty nice day!“, woraus man ersehen kann, dass Leibowitz durchaus über das verfügte, was unsere britischen Freunde als „sense of humor“ bezeichnen.

Clantowns Sheriff, Whitey „Schnitzel-eater“ Remington, begann unverzüglich mit den Ermittlungen zu Todesursache und -verursacher des W. Leibowitz.

Ebenso unverzüglich wurden die Ermittlungen wieder eingestellt. Es handle sich um einen „tragischen Unglücksfall“, dem der Bürger Leibowitz zum Opfer gefallen sei; er hätte sich „zur falschen Zeit am falschen Ort aufgehalten – und dafür könne man nun wirklich niemandem Vorhaltungen machen oder ihn gar bestrafen!“, so Remington damals. Obwohl es nie zu einem Verfahren kam und der Fall Leibowitz noch vor seiner Eröffnung abgeschlossen wurde, glauben einige wenige Bürger der USA bis heute nicht an Remingtons Unfalltheorie. Sie sind der Meinung, es sei Mord gewesen.

Wer war der Mörder? Wir wissen es nicht.

Mit Sicherheit ausgeschlossen werden kann aber, dass es sich bei dem Mörder des Winston Leibowitz um Rainer

Klinkhammer handelt. Klinkhammer hielt sich nämlich zum Todeszeitpunkt des Leibowitz (unter Berücksichtigung der Zeitverschiebung) in der „Bar zur feuchten Grotte“ in Bottrop auf, wo er bei der „Strammen Ilonka“ das „Mit alles und ohne Gummi“-Arrangement für 200 DM gebucht hatte, und dieses – da bekennender Exhibitionist – vor einer Gruppe von Barbesuchern und -bediensteten genüsslich abarbeitete.

Alle, die Rainer Klinkhammer – von seinen Nachbarn auch augenzwinkernd „der Anrainer“ genannt – kennen, können also aufatmen. Denn Rainer Klinkhammer ist nachweislich „Der Mann, der Winston Leibowitz nicht erschoss“!

Jörg Borgerding trinkt Hopf Helle Weisse

Rezension

Wer ist Amerika?

von Stammgast Reto Beau

Generationen von Forschern haben sich schon mit dieser einen Frage beschäftigt: Was ist Amerika? Da diese Herangehensweise offenbar kein fruchtbares Land für endgültige Antworten bietet, soll die Frage einmal etwas abgeändert werden: Wer ist Amerika? Brave Schüler würden an dieser Stelle antworten: Abraham Lincoln! Ja, schon recht: Einiger der Nation, Held der Verbrüderung. Leider aber auch: Gegen Sklaverei. Wer sich die Funktionsweise der amerikanischen Wirtschaft auf der Zunge zergehen lässt, der ahnt: Wer gegen Sklaverei kämpft, der kann nicht die Verkörperung Amerikas sein. Sorry, Abe!

Wer Amerika verkörpern will, der muss zumindest die folgenden Kriterien erfüllen: Bahnbrechenden Erfolg auf fragwürdiger Basis, mangelnde Fähigkeit zur Selbstkritik, Jugendwahn sowie ungebrochenen Optimismus bis ins Grab.

Und siehe, da ist einer, der stürzt sich auch noch mit bald sechzig Jahren auf der Bühne in die Rettungsschwimmerpose. Da ist einer, der singt auch nach eigentlich nur mit Charlie Sheen zu vergleichenden Schnapseskapaden unbeirrt: „It's a real good feeling“. Und vor allem ist da einer, der verzichtet auch im Delirium nicht auf echte amerikanische Kochkunst. Es kann folglich nur einen geben, der den amerikanischen Traum in Vollendung verkörpert: David Hasselhoff. Ein Mann. Ein Mythos. Höchste Zeit also, hier auch das literarische Werk dieses Ausnahmekünstlers zu würdigen. In seiner Autobiografie* beleuchtet Hasselhoff seinen wundersamen Werdegang zur Verkörperung Amerikas gleich unbescheiden in Eigenregie. Unterteilt in zwei Akte legt der Hoff Zeugnis ab über sein Leben: Unter dem Titel „(An)getrieben“ erfährt der Leser alles über die Erfolge von „Knight Rider“, „Baywatch“ und „Looking for Freedom“. All dies ist aufrüttelnd beschrieben, in einer minimalistischen,

doch dicht gestalteten Prosa, wie der Kenner sie auch in den musikalischen Werken von Hasselhoff wiederfindet. Im zweiten Teil seines Jahrhundertwerks führt Hasselhoff den Leser unter dem Titel „Gestrandet“ sodann in die Tiefen einer durchschnittlichen Alkoholikerseele. Auch hier macht sich beim Leser eine Beklommenheit breit, einzig generiert durch die Wucht der hasselhoff'schen Sprache. Dies gilt insbesondere für den Übergang zwischen den beiden monumentalen Kapiteln „Hier kommt der Hoff“ und „Die Hoff-Girls“. Es bleibt die bange Frage, wer diesen Mann einst ersetzen soll. Als Schauspieler. Als Sänger. Als Autor. Als Amerika.

*David Hasselhoff, Wellengang meines Lebens. Die Autobiografie. Erschienen bei Edition Koch 2010.

Übrigens: Das neue, bahnbrechende Comeback-Album des Künstlers ist am 1. April 2011 unter dem Titel „A real good feeling“ erschienen.

Die letzte Runde bezahlt Schmuddel Schmidi

ALS MEIERS EBER RÜBEN IN KENTUCKY ASS

**ATTACKIERTE
MEIN
ERSTER
RABE
ILLEGALE
KANADISCHE
ASTRONAUTEN**

Vorschau

„**Tabu**“ heisst das Thema der nächsten Ausgabe von BIERGLASLYRIK. Schicke deinen Text bis 31. Mai 2011 an: redaktion@bierglaslyrik.ch.

Ob Kurzgeschichte, Gedicht, Erörterung, Wortdefinition..., alle Textsorten sind erwünscht und erlaubt. Thematisch oder sprachlich muss dein Text im weitesten Sinn das Thema „**Tabu**“ streifen.

Bedingungen zur Form deines Textes findest du unter: www.bierglaslyrik.ch. Eine Auswahl der eingesandten Texte erscheint in der nächsten Ausgabe.

klein.



**aber flexibel.
GOTTARDi PRINT**

Telefon 031 991 75 76 – E-Mail: info@gottardiprint.ch

Impressum

Herausgeber & Redaktion:
Michael Bucher
Oliver Käsermann
Reto Boschung

Illustrationen:
Bettina Lüdin - Raphael Santschi

Korrektorat:
Peter Käsermann

Administration:
Marlène Käsermann

Bierrat:
Vakant bzw. rekonvaleszent

Kontakt:
BIERGLASLYRIK
Gesellschaftsstrasse 87
3012 Bern
redaktion@bierglaslyrik.ch

Internet:
www.bierglaslyrik.ch

Abonnemente:
Kostenlos oder als Abo auf
www.bierglaslyrik.ch

Auflage:
150 Druckexemplare
freier Download

Druck:
Gottardi Print
Bernstrasse 45
Postfach 585
3018 Bern

**Hast du gewusst, dass es
BIERGLASLYRIK auch als
gedruckte Zeitschrift gibt?
Für 40 Franken findest du die BIERGLASLYRIK
ein Jahr lang bei dir zu Hause im Briefkasten.**

**Hier abonnieren:
<http://www.bierglaslyrik.ch/abonnieren>**